

# Zeiten, Völker und Menschen

von

Karl Hillebrand.

Vierter Band.

(2. Ausgabe)

Profile.

---

Straßburg.

Verlag von Karl J. Trübner.

1886.



# Profile

von

Karl Gillebrand.

---

Zweite Ausgabe.

---

Strassburg.

Berlag von Karl J. Trübner.

1886.

**Uebersetzungsrecht vorbehalten.**

---

Dem

alten Freunde

**Giovanni Merlo**

. . . . . „one in whom  
The ancient Roman honour more appears  
Than any that draws breath in Italy,“

widmet

diese Skizzen und Umrisse

der Verfasser.



# Inhalt.

---

	Seite
Statt des Vorwortes. Ein Wort über moderne Sammel-literatur und ihre Berechtigung . . . . .	1
I.	
K. Doudan . . . . .	12
H. de Balzac . . . . .	36
Gräfin d'Agoult (Daniel Stern) . . . . .	76
M. Buloz . . . . .	92
M. Thiers . . . . .	107
II.	
E. Renan als Philosoph . . . . .	177
H. Taine als Historiker . . . . .	207
III.	
Die gefürsteten Medicäer . . . . .	231
Ein fürstlicher Reformier . . . . .	247
Gino Capponi . . . . .	266
IV.	
N. Macchiavelli . . . . .	291
J. Rabelais . . . . .	309
L. Tasso . . . . .	340
John Milton . . . . .	359

---

### Verichtigungen.

- Seite 13 Zeile 11 von oben lies einer statt eine.  
" 17 " 4 " " " Gauffonville statt Gaufenville.  
" 80 " 9 von unten lies Siegwartmiller statt Siegwart.  
" 109 " 11 " " " aufweist statt bietet.
-

## Statt des Vorwortes.

---

### Ein Wort über moderne Sammel-literatur und ihre Berechtigung.

---

Seit vor nun vierzig Jahren Börne und Barn-  
hagen auch in Deutschland die Sitte eingeführt ihre  
zerstreuten Aufsätze zu sammeln, hat die Kritik nicht auf-  
gehört solche Sammelwerke anzugreifen und streng zu  
verdammen. Nun begnügen sich aber gemeiniglich die  
herbsten Tadler in einem solchen Falle die Vorrede und  
die Inhaltsauszüge des betreffenden Bandes zu lesen  
und, anstatt des Verfassers Ansichten und Behauptungen  
durch Beweise oder Thatsachen zu bekämpfen und wo  
möglich zu widerlegen, ihm Irrthümer nachzuweisen, ihn  
auf Stylfehler aufmerksam zu machen — lauter Be-  
merkungen, die ein Schriftsteller, dem es Ernst um seine  
Sache ist, immer mit Dank aufnehmen wird — fangen  
sie meist damit an, die Thatsache selber einer Sammlung  
heterogener Aufsätze als eine Art Vergehen gegen das  
Publicum darzustellen. Diese Art von Kritik scheint  
mir eine durchaus unberechtigte: sind die gesammelten  
Aufsätze eines Autors nicht werth aufbewahrt zu werden,

so sage man es aufrichtig: quod licet Jovi, non licet . . . nun, wan kennt ja den Reim: was Rosenkranz und Zeller erlaubt ist, dürfen Treitschke und Sybel nicht thun; was man H. Grimm oder Gottfried Kinkel nachsieht, kann einem J. Scherr und einem L. Steub nicht gestattet werden; Börne's Theater- und Barnhagens Bücheranzeigen hatten ein Recht auf Sammlung, selbst wenn es nur ein Duzend eilig hingeworfne Zeilen waren; R. Frenzels oder P. Lindau's Besprechungen müssen in den rückständigen Jahrgängen der „National-Zeitung“ und der „Gegenwart“ vergraben liegen, und zwar weil wir der Meinung sind, daß jene einen bleibenden Werth haben, diese aber nicht. So verfährt die französische und die englische Kritik mit dergleichen Bänden. Sie prüft die Aufsätze nach ihrem innern Gehalt und ihrer Form, aber es fällt ihr nicht bei, einen Band Aufsätze von Max Müller, H. Reeve oder Froude, von E. Scherer, Renan oder Laine einfach beiseite zu werfen oder ein „Sammelsurium“ zu nennen, weil sie früher schon in Zeitschriften, vielleicht gar in Zeitungen erschienen, oder weil sie verschiedene Gegenstände behandeln.

Es hängt diese auffallende Erscheinung wohl auch mit dem gewaltigen Respect vor dem „Buch“ und der Geringsachtung der Tagespresse zusammen, die noch vielfach im deutschen Publicum spuken. Ist diese Geringschätzung, ist jener Respect auch durchweg berechtigt? Stehen unsere großen Zeitungen wirklich so tief unter einer „Times“ oder einem „Journal des Débats“, als man es danach annehmen sollte? Lassen sich angesehene und achtungswerthe Schriftsteller in Deutschland noch

immer nicht dazu herab in Zeitungen zu schreiben, wie sie es in England und Frankreich thun? Oder, wenn sie hineinschreiben; sammeln sie sich nicht, arbeiten sie nicht so gewissenhaft und sorgfältig wie ihre westlichen Kollegen? Muß alles, was in einem Tageblatt steht, auch Tagesarbeit sein? Wir glauben alle diese Fragen verneinen zu können: ein Blick auf das Feuilleton unserer Blätter von altem Rufe beweist, daß die gute deutsche Presse vollberechtigt mit der guten englischen und französischen Presse in dieser Beziehung wetteifern kann, und es handelt sich hier ja nur um die gute Presse. Ganz ähnlich ist es mit den Zeitschriften. Wer nur immer eine gewisse Anzahl Essays in der „Revue des deux Mondes“ oder der „Fortnightly Review“ veröffentlicht hat, sammelt sie nach einer Weile und bietet sie dem Publicum in Form eines oder mehrerer Bände. Warum sollte dieß den Mitarbeitern an den „Preußischen Jahrbüchern“ oder der „Deutschen Rundschau“ verboten sein?

Es liegt hier offenbar eine gröbliche Verkennung der Production- und Consumbedingungen der Epoche vor. Unsere Zeit hat keine Zeit, und nur wenigen ist es heutzutage vergönnt langathmige Bücher durchzulesen. Natürlich sprechen wir nicht von den Gelehrten, für welche eben die in Rede stehende Literatur nicht bestimmt ist. Die Muße ist ein Luxus, den sich keiner mehr gönnen kann. Wir alle arbeiten und haben wohl die Zeit, je nach der Natur unserer Arbeit einen Essay von dreißig Seiten oder einen Aufsatz von vier Spalten zu lesen; aber das Buch sparen wir für unsere freien Tage auf. Selbst dann wollen wir es nicht allzu lang, nicht

beschwert mit Anmerkungen, gefällig und fließend geschrieben, und bei mehrbändigen Werken lesen wir jeden Band bei seinem Erscheinen, weil wir den Muth nicht haben, ein Buch von fünf oder sechs fertigen Bänden in Angriff zu nehmen, wenn eben nicht, wie bei Gelehrten, das Bücherlesen die Facharbeit ist. Wenn nun Männer wie Macaulay oder Treitschke sich dazu hergeben, solche kleine Kunstwerke zu schaffen, so wissen sie wohl, warum sie es thun, und glauben ihrer Würde nichts zu vergeben, weil sie sich an ein gebildetes, aber auf anderem Gebiet arbeitendes Publicum wenden. Sie suchen deshalb keineswegs die Wissenschaft zu vulgarisiren; sie wenden sich an philosophisch oder politisch, jedenfalls classisch gebildete Menschen, und sie suchen die feinsten Gedanken in edelster Sprache auf Grund tüchtigsten Nachdenkens oder gründlichster Studien in diese zierlichen Schmuckkästlein einzuschließen, die dadurch oft gehaltvoller werden als manche dicke Bände von solchen, die nie Schillers Kunst des „weisen Verschweigens“ gelernt.

Auch den höchsten Forderungen der Kunst suchen solche Essay-Schriftsteller, wenn sie anders den Namen verdienen, gerecht zu werden. Die Kritik spricht viel von der Einheit, welche ein Buch haben müsse. Das heißt mit Worten spielen. Ein Gemälde muß Einheit haben, nicht eine Gemäldesammlung. Warum nicht das Allerverschiedenartigste in einem Bande zusammengedruckt sein könnte wie in einer Zeitschrift, ist durchaus nicht abzusehen. Jeder einzelne Aufsatz, und hätte er nur vier Seiten, soll componirt sein, Anfang, Mitte und Ende haben, in schönem, abgerundetem Gleichgewicht alle Seiten

des Gegenstandes je nach ihrer Wichtigkeit erschöpfend behandeln — aber daß das Buch — der Band — Plan und Gleichgewicht haben sollte, das ist eine Forderung, die nur von der Oberflächlichkeit und dem ganz äußerlichen Sinne dessen Zeugniß ablegt, der sie stellt. Auch hier ist also die Frage wieder nach dem Werthe jedes einzelnen Aufsatzes, nicht nach der zufälligen Form einer Sammlung, und fast möchte man sagen, wenn man z. B. an Sainte Beuve's 800 in dreißig Bände zerstreute Artikel denkt: je ungleichartiger, desto besser. Uebrigens wollen wir damit weder das Bestreben derer entschuldigen, die durch den einheitlichen Titel eines Buches dem heterogenen Inhalt eine Einheit zu geben vermeinen, noch das Verfahren jener preisen, die durch anspruchsvolle Aufschriften das Publicum locken zu müssen glauben, anstatt ihre Sammlungen einfach und schmucklos „vermischte Schriften“ oder „gesammelte Aufsätze“ zu nennen, obschon man selbst bei diesen nie weiß, ob sie sich nicht vielleicht gegen ihr besseres Wissen und Gewissen der ihnen von dem Verleger übermittelten Forderung des Publicums unterwerfen.

Man hat einem deutschen Schriftsteller vor kurzem eine naive Forderung: man solle seine Aufsätze lesen, wie sie geschrieben seien — stückweise — sehr übel genommen. Wir vermögen nicht recht einzusehen, was an dieser Forderung so Unerhörtes ist. Wird es irgend jemandem einfallen — *si parva licet componere magnis* — einen Band von Sainte-Beuve's „*Causeries du Lundi*“ oder Macaulay's „*Essays*“ von Anfang bis zu Ende in einem Zuge durchzulesen, von Montaigne's oder Scho-

penhauers, Bacon's und Hume's Essays gar nicht zu reden? Man hat das Buch auf seinem Nachttisch, und liest heut einen Aufsatz über Bossuet, morgen über Warren Hastings, heut über Goethe, morgen über den heiligen Franciscus; man springt nicht sofort, nachdem man einen Aufsatz beendet, von Geschichte auf Philosophie, von Alterthum auf Neuzeit, von Literatur auf Politik über; sondern man schlägt das Buch zu, denkt über das Gelesene nach, wenn es zum Nachdenken anregt, und schlägt den Band andern Tages wieder bei einem andern Aufsatz auf: ein Aufsatz ist ja kein Capitel.

Handelt es sich nun keineswegs darum zu wissen, wo ein Aufsatz zuerst erschienen — niemandem ist es unbekannt, daß Sainte Beuve's unsterbliche Plaudereien, das unerreichte Muster dieser Gattung, Zeitungsartikel waren und allwöchentlich im „Constitutionnel“ erschienen — sondern ob der Verfasser mit Ruhe und Ueberlegung geschrieben, und ob er etwas aufbewahrenswerthes geschrieben; ist es ganz einerlei, ob ein Band seine Einheit habe, wenn nur der jedesmalige Aufsatz sie hat, so ist es auch gleichgültig, welchen Vorwand der Verfasser benutzt hat um seine Gedanken mitzutheilen, wenn nur die Gedanken wirklich die Mittheilung verdienen. Darum sollte man denn auch eigentliche Recensionen nie sammeln, soweit sie nur speziell sind, und den besprochenen Schriftsteller oder sein Werk nicht unter allgemeine Gesichtspuncte stellen; ja man sollte sogar die kurze oder lange Analyse der Werke, welche zu einem Essay Gelegenheit geboten, in der Sammlung wo immer thunlich abschneiden; aber das Recht der Auseinandersetzung seiner

Ansichten über Menschen, Ereignisse, Sitten u. s. w. an die Anzeige irgendeines neuerschienenen Buches zu knüpfen, soll unbestritten bleiben, wie Macaulay (wenn ich nicht irre in seinem Aufsatz über Machiavelli) es sich ganz unbefangen vindicirt, und wahrlich, es hat sich niemand darüber zu beklagen, daß ein mittelmäßiges Werk zu einem solchen Kunstgebilde den Vorwand gegeben. Auch hier also ist es immer wieder dieselbe Frage, welche sich der Kritiker aufzuwerfen hat: sind die mitgetheilten Ansichten originell, stichhaltig, anregend? nicht aber, hat der Verfasser irgendeinen armen Büchertitel zur Etikette für seine Waare genommen, ohne sich weiter viel um das Buch, das er anzeigt, zu bekümmern?

Weiter wird wohl eingewandt: wir hätten die Sachen ja erst vor kurzem in der Zeitung gelesen, oder wir könnten uns die Zeitungen, wo sie stehen, jeden Tag zusammensuchen. Nun ist das nicht gerade jedem bequem, und wenn die betreffenden Schriftsteller ehrlich in der Vorrede sagen, wie z. B. L. Ehlert und W. Ambros, H. Grimm und K. Frenzel: „Die Aufsätze sind da und dort erschienen“, so hat sich auch der Käufer nicht zu beklagen, wenn er den Band kauft, anstatt sich mühsam die Blätter zusammen zu suchen, in denen Artikel des ihm liebgewordenen Schriftstellers stehen. Wer aber jene Aufsätze schon gelesen und sie nicht ein zweitesmal lesen will, braucht ja das Buch nicht zu erwerben. Auch hier wieder handelt es sich darum, den Leser zu befriedigen, ihm ein Wiederlesen der Arbeiten wünschenswerth zu machen. Wer heute die Börne'schen Pariser Briefe wieder liest, hat ein Recht sich zu beklagen, weil eben

jene Ergießungen demokratischer Galle heut absolut ungenießbar sind, während Heine's in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ veröffentlichte Briefe, obschon die politische Weltanschauung im Grunde dieselbe ist wie die Börne's, heute noch ebenso herrlich frischen Genuß gewähren als vor beinahe einem halben Jahrhundert.

Indeß wir gehen noch weiter, selbst wenn Aufsätze nur eine einmalige Lectüre verträgen, diese aber wirklich verträgen, warum sollte der Verfasser dieselben nur den Abonnenten einer Zeitschrift oder Zeitung zukommen lassen? Warum sollte z. B. der Leserkreis der „Weser-Zeitung“ oder der „Kölnischen Zeitung“ nicht auch gediegene Aufsätze der „Neuen Freien Presse“ lesen und umgekehrt? Oder sollen sie sich deshalb auf alle die Blätter abonniren, wo ein Schriftsteller, den sie schätzen, seine kleineren Arbeiten zu zerstreuen pflegt?

Wir kommen zu dem letzten heikelsten Punkte, dem Punkte des Interesses. Man klagt, namentlich in Aufsätzen, die freilich keinen Neudruck verdienen, die Essayisten gemeinen „Schachers“ an, weil sie alles, was sie je in flüchtiger Stunde hingeworfen, ein zweitesmal verwerthen wollen. Wenn aber Autoren anerkannterweise nur einen kleinen Theil ihrer periodischen Schriften auswählen, so können sie doch wahrlich nicht übertriebener Gewinnsucht beschuldigt werden, sondern höchstens schlechter Auswahl. Im Uebrigen hängt diese Anklage noch immer mit der alten Gewohnheitsansicht der Deutschen zusammen, der zufolge der Schriftsteller in einer so idealen Sphäre leben soll, daß das ärmliche Honorar und in Folge dessen das Hungerleiden, zu seinen Ehren-

pflichten gehört. „Der Priester lebt vom Altar,“ sagt der Franzose, und fast niemand gibt in London oder Paris einen Band heraus, der nicht erst stückweise in Zeitschriften und Tagesblättern erschienen wäre, sei es, um die Aufmerksamkeit des Publicums auf die Arbeit zu lenken, sei es, wie man mit liebenswürdigem Cynismus sagt, pour en avoir double mouture. Wir vermögen darin so wenig etwas entehrendes zu sehen als darin, daß der vom Staate bezahlte Professor oder Physikus sich noch einmal von den Studenten und Kranken Collegiengelder und Rechnungen zahlen läßt. Uebrigens ist es Sache des Verlegers zu entscheiden, ob er literarische Erzeugnisse einer neuen Auflage werth hält oder nicht, denn im Grunde handelt es sich ja doch nur um eine neue Auflage in verändertem Format. Man erlaube uns ein Gleichniß: ein Juwelier kauft getragene Ringe und setzt aus den darin enthaltenen Steinen oder Perlen ein Halsband zusammen. Weder dem Käufer noch dem Verkäufer ist aus dieser veränderten Fassung irgend ein Vorwurf zu machen; es handelt sich eben darum, und damit kommen wir ein letztes mal auf unser caeterum censeo zurück, ob es echte oder falsche Juwelen waren, und wenn echt, von welchem Werthe — es brauchen ja nicht immer Diamante zu sein —; das Uebrige geht die Kritik nichts an.

Es wäre wirklich an der Zeit, dieser „gediegenen, tüchtigen, gründlichen“ Kritik der Recensenten, die wöchentlich zehn Bände anzuzeigen haben, die sie materiell nicht gelesen haben können, die Thüre zu weisen, und die Kritik nur dann zu achten und zu beachten, wenn sie

ehrlich und gewissenhaft zu Werke geht, d. h. eine Geistesarbeit nach ihrem Inhalt und ihrer Ausführung fragt, nicht nach dem Orte, wo sie steht oder gestanden hat. Hast du eigene Gedanken oder nicht? Hast du Kenntnisse erster oder zweiter Hand? Bist du Herr der Sprache und wie behandelst du sie? Sind deine Bilder lebendig? Sind deine Arbeiten extemporirt oder die Frucht der Lebenserfahrung, des Nachdenkens, des Studiums? Sind deine Gefühle und Eindrücke mittheilenswerth, oder ist deine Persönlichkeit eine solche, deren Erlebnisse ganz uninteressant fürs Publicum sind? Bist du ein Händler in neu angestrichenen Gemeinplätzen oder gar ein specioser Paradoxenjäger, der nur Effect machen will? Widerstehen deine Ideen auch einer tüchtigen Beweisführung der Gegner? Bist du Künstler, Gelehrter, Denker oder auch nur ein interessanter Mensch, oder bist du nichts von alle dem? Bist du auch nur das, wofür du dich ausgibst, was es auch sein mag? Auf dieß und nichts anderes hat der Kritiker das Recht, den Schriftsteller zu prüfen.

Eine solche Prüfung sollte sich jedoch, und zwar mit unerbittlicher Strenge; bei jedem einzelnen Artikel einer solchen Sammlung erneuern; denn nur allzu oft kommt es vor, daß der Herausgeber bei der Auswahl seiner Arbeiten nicht sorgfältig genug oder mit zu wenig Selbstkritik verfährt, und neben solchen die ihres Gegenstandes oder der daran geknüpften Bemerkungen halber ein bleibendes Interesse haben, andere aufnimmt, die nur hic et nunc eine Bedeutung hatten und, als am Tage für den Tag geschrieben, in den Sammlungen, die wir

hier im Auge haben, hätten ausgeschieden werden sollen Für den Recensenten freilich, wenn er diesen Unterschied machen wollte, welchen der Verfasser in seiner blinden Vaterliebe nicht zu machen gewußt, wäre es erforderlich, daß er den Band auch gelesen hätte, was er eben weder Zeit noch Lust hat zu thun. So fällt er denn gleich über den ganzen Band in Hausch und Bogen das Verdammungsurtheil — oder wenn er mit dem Verfasser befreundet ist, wohl auch das ebenso unterschiedslose Lobesurtheil. Dieß ist allerdings viel bequemer als die Analyse eines Buches zu geben und dem Publicum zu sagen, was es enthält, wie es gewissenhafte Organe der Kritik denn auch thun; — wir nennen nur „die Göttinger gelehrten Anzeigen,“ das „literarische Centralblatt,“ die „Revue Critique“ und die „Academy.“ — Aber wie viele solcher gewissenhaften Organe gibt es gegen die Hunderte von literarischen Blättchen, welche allwöchentlich — man denke nur an das, was die „Saturday Review“ in diesem Fach leistet — in einem Aufsatze von zwei Spalten zwanzig bis dreißig neu erschienene Werke, jedes mit einem Duzend Zeilen abthun! Doch berühren wir damit schon einen anderen Gegenstand, der vielleicht ein anderes mal das Thema unserer Betrachtungen abgeben dürfte: das Thema vom Zustand unserer Wochen- und Monatspresse.

December 1875.

---

# I.

## X. Doudan.

---

Wer ist Herr Doudan? So fragte halb Paris, als im Sommer 1876 Graf d'Haussonville und S. de Sacy, denen sich der in orleanistische Gesellschaft unvermeidliche Cuvillier-Fleury angeschlossen hatte, zwei Bände Aufsätze und Briefe der Oeffentlichkeit übergaben, auf deren Titelblatt jener Name zu lesen war.<sup>1</sup> Wahrscheinlich hätte man nicht einmal jene Frage gestellt, geschweige denn das Buch aufgemacht, wäre nicht der feine und sichere Geschmack Sacy's, der wohl was Gutes zu verkennen, aber nichts Schlechtes als gut anzuerkennen im Stande ist, eine Bürgschaft gewesen, daß hier etwas Lesenswerthes geboten würde. Auch versprach die Person des einführenden Grafen d'Haussonville dem Publicum sofort, daß der Vorgestellte aus bester Gesellschaft komme: denn Graf d'Haussonville ist bekanntlich der Schwiegersohn des Herzogs von Broglie und, so zu sagen, der geistige Testamentsvoll-

---

<sup>1</sup> Ximenes Doudan. Mélanges et lettres, avec une introduction par M. le Comte d'Haussonville et des notices par MM. de Sacy et Cuvillier-Fleury.

strecker des Hauptes der „Doctrine“. Das öffnete gleich eine Thürspalte in die Salons von Gurcy, Broglie, ja von Coppe., und verhiß etwelche Schoß an Frau von Staël und Benjamin Constant, sowie die vollen Stimmen Royer-Colards oder Guizots. Mehr als alles das wirkte ein rüher kaum bemerktes Wort Sainte-Beuve's, das in einer jener Einführungen des Unbekannten citirt war. Der große Kritiker hatte irgendwo in einer Anmerkung mit der ihm eigenen wachsamem Klarheit für alles Halbwahre, ein Urtheil H. Rigaults gerügt, auch eine jener von der orleanistischen Gesellschaft in die Mode gebrachten Treibhauspflanzen, die der rauhen Luft der Deffentlichkeit nicht lange widerstehen. Dieser hatte von Chapelle, dem leichten und wüthigen Freunde Lafontaine's, gesprochen, „wie er von einem Tréville, Foubert oder Dowan sprechen würde, einem jener Geister „déliçats nés sublimes“ oder wenigstens geboren, Alles zu verstehen, und denen allein die Kraft und die Geduld zur Ausführung fehlte, während Chapelle nur ein Faulpelz ohne Höhe und Ideal ist. Das allzu hoch gesteckte Ideal aber ist es ja gerade, was jene höchsten Feinschmecker emuthigt.“ Da Cuwillier-Fleury dies Lob des unerreichten Kenners in Erinnerung brachte, nicht ohne mit der ihm eigenen Schlichtheit hinzuzufügen: „Was Sainte-Beuve geschrieben hat, denke ich,“ so ward die Neugierde Aller derer, welche nicht das Glück gehabt, in den dreißige und vierziger Jahren im Hotel de Broglie aus- und inzugehen, nicht wenig gereizt; man öffnete die Bände, blätterte nicht ohne Enttäuschung in den Auffägen und las die 389 Briefe vom ersten bis zum

legten, ohne sie lassen zu können, wenn Einen auch manchmal beim Lesen eine kleine Müdigkeit überschlich. Und so Viele lasen diese Briefe, daß nach zwei Monaten eine neue Auflage nöthig ward, ja daß die Freunde des gestern noch Unbekannten den Lesern zwei neue Bände mit nicht weniger als 320 weiteren Briefen bringen mußten.

Wer war Doudan? Ximenes Doudan, so sagen uns seine Freunde, war im Jahre 1800 geboren in Douai, dem flandrischen Athen, was sicherlich Niemand geahnt hätte, der nur seine Briefe gelesen; denn etwas weniger Flämisches läßt sich nicht leicht denken. Wie jeder Provinziale, der sich fühlt, war er früh nach Paris gekommen und hatte freiwillig, wie so viele andere unbemittelte Jünglinge Frankreichs, das grausamste aller Martyrien auf sich genommen, ein Martyrium, das der gefeiertste lebende Dichter Frankreichs eigens besungen hat, das Deutschland so glücklich ist nicht zu kennen, und gegen das Winkelmann's Prüfungszeit in Seehausen ein Paradies war: er bekleidete die Stelle eines Anbenauffsehers (vulgo pion, euphemistisch aber répétiteur genannt) am Gymnasium Henry IV. Es scheint eine harte und doch schöne Zeit gewesen zu sein, diese Zeit der Entbehrungen und der Jugendträume. Er verband sich eng mit den besten Gleichaltrigen, und Einer der Ueberlebenden, S. de Sacy, schildert mit der behaglichen Wärme, die uns immer wieder mit ihm ausföhnt, wenn wir über die Enge seiner Urtheile die Geduld zu verlieren im Begriffe sind, die Abende jener armen Jugend, so reich an geistigem Interesse, an Hoffnung, an ernster Arbeit. Ein glücklicher Zufall befreite Doudan

aus dem Joche der Armuth, ohne jenen inneren Reichthum zu beeinträchtigen. Gegen 1825 suchte der Herzog von Broglie einen Erzieher für das Kind seiner Schwiegermutter, Frau von Staël, aus ihrer späten Ehe mit Rocca. Man empfahl ihm den jungen Mann, und Doudan trat in das Haus ein, das er nicht mehr verlassen sollte: denn es fand sich, nach Beendigung seines Hauslehreramtes, daß er ein Freund des Hausherrn geworden war; und als dieser erst Minister des Aeußern, dann Ministerpräsident ward (1832—1836), folgte ihm der Schübling als Geheimsekretär und Kabinetschef. Nach dem Sturze der „Doctrinärs“ trat er als maitre des requêtes in den Staatsrath, den er indeß auch bald wieder verließ, um ganz als Hausfreund der Familie de Broglie, sei es auf ihren Schlössern, sei es in Paris, zu leben. Obgleich von zartester Gesundheit und stets über seine Gebrechen klagend, starb er doch als Zweiundsiebzigjähriger.

Man würde sich irren, sähe man in diesem einfachen Lebenslaufe eine Art verkappten Dienertthums, in Doudan einen Hausabbé des vorigen Jahrhunderts. Der Inhaber des Hotel de Broglie bewahrte seine vollste Unabhängigkeit. War zwischen dem reichbegüterten Erben eines glorreichen Namens und mächtigen Geschlechts und dem armen Privatgelehrten bescheidenster Abkunft keine volle Gleichheit möglich, so wußte der jüngere Mann doch die Ueberlegenheit in das Alter — Broglie zählte fünfzehn Jahre mehr, als er — den hohen Geist, die tiefe Bildung, die weite Welterfahrung des Herzogs zu setzen, als deren Anerkennung dem stolzgeborenen Menschen weniger kostet, denn die Anerkennung der Geburt,

des Reichthums und der Macht, obſchon Erbschaft und Erwerb ebenſo bei den einen wie bei den andern Gütern ihre Rolle ſpielen. Ganz unbefangen ſtand er dagegen den Kindern ſeines Gönners — dem jetzigen Herzog de Broglie, dem Prinzen Paul, ſpäter Abbé de Broglie, der Gräfin d'Hauſſonville und deren Gatten — gegenüber. Die Briefe an den vielverſprechenden Aelteſten, der ſo wenig oder doch ſo ganz Anderes gehalten hat, als er verſprochen, gehören zu den liebenswürdigſten der Sammlung: er behandelt den frühreifen jungen Mann, den er auch ſpäter noch fortführt zu duzen, durchaus mit heiterer Laune, die indeß die Mahnung ſo wenig excluſiv als das Urtheil. „Ich finde Albert gar weltlich,“ ſchreibt er ſchon 1841 an die Schweſter des damals Zwanzigjährigen. „Er iſt immer bei den Großen. Er kommt nicht aus dem Miniſterium des Aeußern heraus, ſagt man. Ich ſehe, man mäſtet ihn, um einen Miniſteriellen aus ihm zu machen. Ich bin nicht ſicher, daß es gut iſt, ſich früh daran zu gewöhnen, der Regierung Recht zu geben. Es iſt das eine jener Wahrheiten, die man erſt anerkennen muß, nachdem die Erfahrung Einen wieder und wieder darauf geſtoßen.“

Die Geſellſchaft im Hauſe de Broglie, in Paris ſowohl als in der Normandie und am Genferſee, war wohl in jedem Sinne die beſte der Zeit zu nennen. Der Herzog ſelber war eben kein leichter Geſellſchafter, und die Herzogin hatte Nichts von der ſprudelnden Lebendigkeit ihrer Mutter. Er vergaß nie, auch nicht an der Familientaſel, was er ſich als dem Chef der Doctrine ſchuldig war. Sie blieb bis zu ihrem Tode

(1838), bei aller Güte und allem Verstande, die ungentliche Methodistin, die sich nie recht im heiteren Frankreich zu akklimatisiren wußte. Heiter dagegen war das junge Volk, vor Allem Graf d'Hausonville, der ächte, muntere, stets zum Scherz aufgelegte Franzose. Jagden, Charaden, Liebhabertheater, bei denen Doudan natürlich den Souffleur abgab, waren an der Tagesordnung auf seinem Schlosse Gurcy. Alle Schriftsteller und Politiker von Bedeutung, sofern sie nicht des Legitimus und des Republikanismus verdächtig waren, verkehrten bei dem Schwiegervater. Doch wehte ein gewisser Duft der Akademie und des Systems in den Salons, der die ganz Freien, deren die französische Gesellschaft immer nur Wenige zählt, gleicher Weise ferne hielt. Auch war man tugendhaft im Hotel de Broglie und dessen bewußt, vor Allem aber fest überzeugt, daß Niemand außerhalb seines Zauberkreises tugendhaft sein könne. Doudan selber scheint sich ein wenig in diese Auffassung hineingelebt zu haben, obgleich er Biegsamkeit des Sinnes genug behielt, um z. B. einen Thiers zu verstehen und gern zu haben, auf den man in jener Atmosphäre mit Geringschätzung herabsah, weil er Kant nicht studirt hatte und kein Mann von „Gefinnung“ war.

Eine freie, große, handelnde Persönlichkeit war Doudan darum doch nicht, wie man wohl aus dem Gesagten schon errathen haben wird. Dagegen war er treu, zartfühlend, taktvoll; obwohl kalt und zurückhaltend in der äußeren Erscheinung, wohl mit aus Schüchternheit. Seine Kreise im Umgange waren enge gezogen; er sprach wenig und nur mit den Vertrautesten, den Verstehenden;

aber dann auch lebhaft, sagt man, und mit untwiderstehlichem Zauber. Gewissenhaft in Erfüllung seiner Pflichten, zog er es doch vor, keine Pflichten und somit keine Verantwortlichkeit zu haben. Eine gewisse nervöse Aengstlichkeit geht durch sein ganzes Auftreten und offenbart sich in der peinlichen Sorgfalt für seine Gesundheit, die ihm von früh auf zu schaffen macht, wie in dem Schrecken, welchen ihm die deutschen Bomben und die Tollheiten der Kommune an seinem Lebensabend einflößen. Ja, gegen Ende wird der fein- und tiefangelegte Mann in politischen Dingen ein simpler „trembleur“ — ein „Heuler“, wie man 1848 zu sagen pflegte, — der sich in Nichts von dem letzten Gewürzkrämer unterschied, der für sein Lädchen zittert. Bei ihm kam Alles zusammen: — Kränklichkeit, Feinheit des Geistes, Empfindlichkeit des Geschmacks, moralische Zartfühligkeit, natürliche Anlage zur Beschaulichkeit, ein auf die Elite der Nation beschränkter Umgang, — ihn vor aller Berührung mit der brutalen modernen Wirklichkeit zurückbeben zu lassen. „Wenn man keine eiserne Gesundheit hat, taugt man zu Nichts, sagt er selbst. Ich gebe Ihnen mein Wort, wenn ich eine gute Gesundheit gehabt hätte, so würde ich ein ganz anständiges Geschöpf gewesen sein; aber nur Gott und ich wissen, wieviel Hemmnisse mir dieser elende kleine Organismus überall in den Weg legt. Ich möchte einmal alle die Leute sehen, die mir mit lauter Stimme sagen, ich befände mich vortrefflich, ich möchte sie einmal sehen, wenn sie genöthigt wären, dieses kleine Netz von Spinnweben zu manövriren, das meine Person ausmacht. Ich

thue fast immer mein Bestes und gehe soweit meine körperlichen Kräfte es mir erlauben; aber wer kennt das Geheimniß der Kräfte seines Nachbarn? Man betrachtet sich im Spiegel. Man findet, daß man volle Wangen, braune und belebte Farbe hat, man schlägt sich auf die Brust und es antwortet ein gleichmäßiger, voller Ton, der ein volles Leben verkündet, und man sagt sich: „Bah! Siebts denn auch Kranke?“

Des armen Doudan Brust gab kein solches Echo, und kam ihm ein Bißchen Leben, so meint er, es sei „wie ein Lichtschimmer durch die zerbrochenen Scheiben eines kleinen bauwürdigen und verlassenem Häuschens.“ Hier übertreibt er. Wie auch sein Leibeszustand sein mochte, die klare Flamme seines Geistes ward nicht dadurch getrübt. Was sie nur beleuchte, Menschen, Thaten, Werke, Alles wird sonnenhell.

In Doudan's Beschaulichkeit ist Nichts vom Mystiker, aber auch Nichts vom Skeptiker; dafür hat er zu viel Autoritätsglauben; denn er ist ein ächter Träger der classischen Tradition: der liebe Gott, die Moral, die Regierung, für ihn speziell die Juliregierung, die stehen unerschüttert und unbezweifelt über Allem: was aber darunter vorgeht, das wird Alles nach seinem wahren Werthe geprüft und keine falsche Waare durchgelassen, dafür stehe ich. Es ist ein merkwürdiges Exemplar, dieser seine und durchdringende Doudan; mit seiner geschmackvollen und wohlwollenden Ironie, seiner Lebhaftigkeit und Allgemeinheit des Interesses, seiner Toleranz für alle Nuancen gesitteter Menschen und gesitteter Ansichten, mit seinem Ekel vor der Tagesliteratur und den Straßenpolitikern, der trotz seines Orleansismus aufathmet, wenn Louis Napoleon im December

1848 wieder Beamte einsetzt, „die nicht die Gewohnheit haben, Spirituosen zu trinken, Pfeifen anzurachen und sich mit Damen zu umgeben, die ihren Namen nicht nennen und die man nicht wiedergesehen hat“ — es ist merkwürdig zu sehen, wie dieser weitaussehende und weitumsehende Mensch, so redlich dabei und so billig, der sich von Nichts Unächtem täuschen läßt, das von Außen hereinkäme, absolut alle Sicherheit verliert, wenn es sich um seinen Freundeskreis handelt: große Namen wie die der herzoglichen Familie, große Worte wie die Guizots, große Berühmtheiten wie die A. W. Schlegels, den das Haus Broglie von Mme. de Staël geerbt, imponiren ihm so, daß er sich ganz von ihnen blenden läßt und sein gesundes Urtheil zu Hause läßt.

In der innern, zumal aber der auswärtigen Politik hat der Mann seit 1848 Nichts gelernt: die Welt ist ihm beim Ministerium Guizot stehen geblieben: der große Strom der Demokratie, der entfesselte Verkehr, die unwiderstehlichen Nationalitätsentfaltungen, die ganze moderne Politik, wie sie unterm zweiten Kaiserreiche die Weltgeschichte erobert, ist ihm unverständlich, eitel Ideologie; er bleibt auf dem Standpuncte der „spanischen Heirathen“ und meint, damit sei er der Tradition Richelieu's getreu. Es wird ihm ganz unheimlich zu Muth, wenn die Cavours, Garibaldi's, Bismarck's am Horizonte aufsteigen, und er zieht sich in den vornehm behaglichen Salon zurück, wo die gebildetsten und feinsten Geister Frankreichs in heiter witzigem Gespräche mit französischer Lebhaftigkeit, über Tisch, oder nach Tisch am flackernden Kaminfeuer, litterarische, religiöse, philoso-

phische, vor Allem psychologische Fragen fast leidenschaftlich erregt erörtern. Wie sollte er sich hinauswagen in die rauhe, kaltfeuchte Luft, wo's Hiebe setzt und nasse Füße? Auch die instinktive Furcht vor allem Uebertriebenen in Meinung, Ausdruck und Gefühl hing vielleicht mit dieser angeborenen und allzusehr gepflegten Zurückhaltung zusammen, und jene Scheu mag ihn wohl auch zum Theil vom Schriftstellern abgehalten haben, doch nur zum Theil; denn was ihn, den Hochbegabten, den von so vielen bedeutenden Männern willig Anerkannten, hauptsächlich von jeder Veröffentlichung abhielt, war zweifelsohne eine gewisse ablehnende Vornehmheit, eine aristokratische Geringschätzung des Publikums, ein Ekel vor seiner Rohheit, seinem Lärmen. Zudem kam immerhin eine gewisse Faulheit und eine gewisse Impotenz dazu. Der Mann, der selbst so vielen Berühmtheiten der Zeit vice cotis diente, wollte nicht gern selber etwas Mittelmäßiges geben; und er wußte, was mittelmäßig war, selbst wenn Er es geschrieben.

Denn mit der ihm eigenen Wahrheitsliebe fühlte er, daß es ihm an der Macht des Schaffens fehlte, und doch hatte er nicht den Fleiß, nicht die unüberwindliche Liebe zur Darstellung, um, wie Lessing sagt: „Alles durch Druckwerk und Röhren aus sich heraus zu pressen,“ und so die lebendige Quelle zu ersetzen, „die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt.“ Dies raubt denn auch den hier veröffentlichten Briefen einen großen Theil ihres Reizes, obschon der absolute Gehalt an Geist ungleich größer ist als in den meisten Brieffammlungen

berühmter Männer. Denn mit etwas muß der Mensch zahlen, wenn er das Interesse seiner Mitmenschen in Anspruch nehmen will. Hat ein Mann durch seine Thaten keine Spuren in der Geschichte zurückgelassen, so verlangen wir gegenwärtige Persönlichkeit oder bleibende Werke. Sonst entbehrt die wichtigste Korrespondenz leicht des nachhaltigen Reizes. Hier liegt ja gerade der Unterschied zwischen der Leistung für die Deffentlichkeit und der Privatmittheilung: jene hat ihren Werth für sich, selbst abgelöst vom Individuellen, wenn schon dasselbe immerhin den Werth erhöht; diese braucht durchaus jene objektive Leistung zur Folie, sonst gewinnt sie keine allgemeine Bedeutung, und nur die lebendige Persönlichkeit kann Einem diese Folie erzeugen. So hören wir einen Dilettanten bewundernd in unserm Hause, wünschen, das Publikum könne dies Talent mitgenießen, und finden uns oft gewaltig enttäuscht, wenn der Freund, den Bitten nachgebend, in die Deffentlichkeit tritt und den erwarteten Beifall nicht erntet. Nun ist es freilich unmöglich, aus Doudan's Briefen nicht die treue, aufrichtige, reinliche, sittliche Natur des Menschen herauszufühlen; aber es bleibt das doch immer ein Vermuthetes, Abgezogenes, kein Gewisses, Lebendiges. Die Briefe müssen für die Freunde des Mannes, denen er gelebt, durch sein bloßes Dasein Etwas gewesen ist, unschätzbar sein; dem Fremden sagen sie, trotz allen Geistes, nicht genug: er möchte wissen, was der wichtige und seine Kopf Positives leisten konnte, und da fühlt er sich auf ein Paar Essays angewiesen, die eben diese Forderung nicht befriedigend erfüllen.

Die Herausgeber der Briefe Doudan's haben in der That ihrem Freunde keinen guten Dienst erwiesen, indem sie seiner Korrespondenz fünf kritische Aufsätze vorangeschickt, welche er zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Blättern veröffentlicht hatte. Nicht als ob die Sitte unserer Tage, vereinzelte Essays, selbst rein kritische, wiederzudrucken und zu sammeln, eine unberechtigte wäre: recht im Gegentheil ist ja der Essay die eigenste literarische Form unserer Zeit; aber er ist ein Genre, wo die Gefahr nahe liegt, entweder in den einfachen Bericht zu verfallen oder sich, im Halbbewußtsein der Vergänglichkeit des losen Blattes, auf dem man schreibt, und der Flüchtigkeit, mit welcher der Leser es durchlaufen wird, selber zu einer gewissen Flüchtigkeit verführen zu lassen. Hier ist also bei der Wahl strengste Selbstkritik und, treffen die Freunde die Wahl, wie hier, strengste Freundeskritik nothwendig. Ein Aufsatz, der uns so nach Jahren wieder vorgelesen wird, muß ein eigenes Produkt sein; sonst können wir Nichts damit anfangen. Es giebt aber viele Arten produktiv zu sein, auch in einem kritischen Aufsatz, und selbst ohne die Macaulay'sche Freiheit zu nehmen bei Gelegenheit eines neuerschienenen Werkes seine eigenen Ansichten zu entwickeln, ein eigenes Werkchen über denselben Gegenstand zu schreiben. Auch die Sainte-Beuve'sche Kritik ist produktiv und wir lesen seine zwanzig bis dreißig Bände kleiner Aufsätze stets mit Genuß und Vortheil wieder: er weiß eben mit so einziger Kunst jedem Autor sein bewußt oder unbewußt umgenommenes Kostüm abzustreifen und uns denselben in seiner nackten Gestalt zu

zeigen, daß er etwas Positives leistet, das kaum einem Originalwerke an bleibendem Werthe nachsteht. Oder aber, ein Lessing entwickelt an einem Werke, dessen Vorzüge und Fehler er analysirt, eine ganze Theorie der betreffenden Kunstform und produzirt so ebenfalls das Bleibendste in der flüchtigsten Erscheinung. Ja, selbst ein Varnhagen, der uns mit klarem Blick und sicherer Hand ein Werk resumirt und oft aus dem unwirthlichsten Chaos glückliche und fruchtbare Gedanken herausholt, um sie zu einem Ganzen zu ordnen, schafft in einem gewissen Sinne. Wenn aber Doudan, auch im fließendsten und geschmackvollsten Stile, mit schöngewählten, natürlichen Bildern und mit hellem Wize, einige Arabesken zu Kossi und Victor Hugo, zu Kant und Reid hinwirft, aus denen wir weder die Personen noch die Gedanken Kossi's und Victor Hugo's, Kant's und Reid's und noch weniger die Person und die Gedanken Doudan's voll heraustreten sehen, so ist das eben Champagner-schaum ohne Champagner, mit dem uns, in Bezug auf Gedanken und Getränke höchst positiven, deutschen „Schwärmern“ nicht gedient ist.

Das Wenige, was von Doudan's eigener Weltanschauung in diesen losen Blättern zu Tage tritt, finden wir weit angenehmer, weil anspruchsloser, in den Briefen wieder. Der conventionelle philosophische Spiritualismus, dem wir begegnen, ist ganz der aller französischen Gymnasiallehrer, welche das Lehrerseminar von Paris seit Cousin geliefert hat, ohne des Meisters Beredtsamkeit, allerdings auch ohne die Beredtsamkeit des Meisters zu verwässern, wie so viele seiner Schüler; man glaubt eine

Seite von Jouffroy zu lesen, aber ohne Jouffroy's Temperament, das so angenehm über die Sterilität des Gedankens täuscht: kein Argument, keine These, die mit sicherer Hand ergriffen und fest gehalten wäre: Alles geht auf Ungefährtes hinaus, während man sich doch nicht wenig auf seine Präzision einbildet. Die Schärfe ist eben nur in der Form, nicht im Inhalt: die genauen Umrisse können uns nicht darüber täuschen, daß wir Thon, nicht Marmor vor uns haben. Der Grundgedanke dieses ganzen akademischen Spiritualismus, der sich ein so tiefsinniges Ansehen giebt und so vornehm auf Träumer wie auf Materialisten herabsieht, ist eigentlich der, daß die stillschweigende Convention, derzufolge ein geschiedter Franzose des 19. Jahrhunderts doch nicht mehr an die Dreieinigkeit glauben kann, aber Anstands halber den lieben Gott und die unsterbliche Seele nicht über Bord werfen darf, „der Weisheit letzter Schluß“ ist. Hier wird nur der consensus hominum unter dem Namen der Phantasie und der Empfindung angerufen, um dem Verstand in seiner Noth beizustehen; aber diese Phantasie und diese Empfindung stellen sich doch als nichts Anderes heraus, denn als die uns von Jugend auf eingepropften Begriffe und aufgezwungenen Gewohnheiten.

Ein ähnlicher Conventionalismus und — sagen wir's nur — eine ähnliche Denkfaulheit und Denkschüchternheit liegt auch den Ansichten zu Grunde, die Doudan hier über das Prinzip des Strafrechts und über Poesie und Litteratur, namentlich fremder Völker, äußert. Es sind die alten fadenscheinigen Reden über die

deutsche Nebelhaftigkeit und die englische Regellosigkeit, genau wie alle professeurs de rhétorique Frankreichs sie seit sechzig oder siebenzig Jahren ihren Schülern halten, nur mit mehr Geschmack und Originalität in der Sprache; man sollte glauben, die Leute hätten ihren Begriff von deutscher Poesie aus der Messjade geschöpft, so reden sie von Unklarheit des Ausdrucks und der Gestalten in unserer Dichtung, und ich habe Doudan wirklich in Verdacht, „Wallenstein“ und „Sphigeneie“ nur in der Uebersetzung oder aus Frau von Staël's „Deutschland“ zu kennen, ja vielleicht gar dies Buch nur bis zu den Kapiteln über Klopstock und Herder gelesen zu haben: wie hätte sonst er, der klare, geschmackvolle Kopf, die unübertroffene Wirklichkeit Goethe'scher Gestalten und Schiller'scher oder Lessing'scher Sprache zu verkennen vermocht?

Natürlich fehlt dann das obligate selbstgefällige Spiegelbild des französischen Geistes mit seinem bon sens, seiner Klarheit, seiner Feinheit nicht, ein Geist, der bekanntlich im 17. Jahrhundert seinen vollendetsten Ausdruck gefunden. Schade nur, daß die heutigen Klassizisten immer vergessen, wie kühn und eigenartig jene Klassiker zu sein wagten, über die sich nicht hinauszugehen getrauen, wie kühn und eigenartig im Gedanken ein Fénelon, wie kühn und eigenartig in der Sprache ein Bossuet, wie kühn und eigenartig in beidem, in Gedanken und der Sprache, ein Régnier, ein Pascal, ein Molière, ein Lafontaine, ein La Rochefoucauld, zu sein wagten. Wie frei die großen Franzosen aus Ludwigs XIV. Zeiten in literarischen Dingen dachten, hätte doch einem Doudan

nicht entgehen sollen, der sie nocturna manu und diurna zu durchblättern pflegte und dem sicherlich Pascal's „Gedanken“ — auch die über den Styl — nicht unbekannt sein konnten. Aber vielleicht hätte er sich vor diesen ebenfalls bekreuzt, wie er es vor Fénelon's Rekerereien in dem „Brief an die Akademie“ thut, der ihn fast eben so sehr entsetzt als B. Hugo's literarisches Glaubensbekenntniß in der Vorrede zum „Cromwell“. Indes auch Männer des großen Jahrhunderts, die nicht wie Fénelon in der Einsamkeit ihren Sonderlingsideen nachhingen, selbst solche, die sich an der Versailler Sonne wärmten, wagten freier als die heutigen Klassizisten zu denken. Gehörte wohl auch Labrugère zu Doudan's Vertrauten? Und wenn so, ist der Rigorist nie stugig geworden, wenn er saß: „Es giebt Künstler, deren Geist so weit ist als die Kunst, die sie üben. Sie geben ihr an Genie und Erfindung mit Bucher zurück, was sie von ihr und ihren Grundsätzen empfangen. Sie gehen über die Kunst hinaus, um sie zu adeln, entfernen sich von den Regeln, wenn diese nicht zum Großen und Erhabenen führen; sie gehen allein und ohne Gesellschaft, aber sie steigen hoch und bringen weit vor, immer ihrer selbst sicher, immer durch den Erfolg in der Ueberzeugung befestigt, daß man oft Vortheile aus der Unregelmäßigkeit zieht. Les esprits justes, doux, modérés — ich fühle mich unfähig, diese Worte zu übersezen — kommen ihnen nicht nur nicht nach, bewundern sie nicht nur nicht, sondern verstehen sie nicht einmal und möchten es ihnen noch weniger nachthun. Sie bleiben ruhig in den Grenzen ihrer Sphäre, gehen bis zu einem gewissen

Punkte, welcher die Schranke ihrer Fähigkeit und ihrer Leuchte bildet; sie gehen aber nicht weiter, weil sie drüber hinaus Nichts sehen. Sie können zum Höchsten die Ersten einer zweiten Klasse sein und sich im Mittelmäßigen auszeichnen.“ Ich fürchte, das war ein wenig der Fall mit Doudan: und es sollte mich sehr wundern, wenn ein anonymes Wort Sainte-Beuve's, das man in des Kritikers Heften fand, nicht auf den Freund der Broglie'schen Familie ging: „Er hatte Feinheit (de la distinction); aber wie feine Geister, die fühlen, daß sie nicht viel Breite (étouffe) haben, hatte er sich früh enge gemacht.“

Viel bedeutender als jene fünf Essais des ersten Bandes ist der Aufsatz, mit welchem der 4. Band der Briefsammlung schließt: eine in ihrer Art vortreffliche Abhandlung über die Umwälzungen im Geschmack; allein die Art hat eben selber von den Umwälzungen im Geschmack gelitten. Unsere Generation liest nur noch mit Ungeduld derlei akademisch-methodische Erörterungen über abstracte literarästhetische Fragen. Sollte aber die Zeit wiederkommen, wo man die Abhandlung des Longinus über das Erhabene mit Leidenschaft liest, so wird sie auch Doudan's Aufsatz über die Geschmacksströmungen und deren Ursachen gewiß eifrig zu Rathe ziehen. Warum die Herausgeber den versprochenen und viel angepriesenen Aufsatz über die Compositions-kunst nicht gegeben? Haben sie vielleicht selbst beim Wiederlesen gefunden, daß ihre Jugenderinnerungen ihnen einen Streich gespielt, und daß die Zeit, von der ich eben geredet, noch nicht wiedergekommen ist?

Aber wir wären nicht nur ungerecht, wir wären perfid, wollten wir bei dem Schriftsteller Doudan verweilen

und den Brieffschreiber Doudan nur nebenbei berühren. Noch einmal, es ist nicht seine Schuld, wenn er uns von allzu eifrigen Freunden als Schriftsteller vorgeführt wird. Er wollte es nie sein; und wir müßten uns sehr irren, wenn nicht auch jene fünf Aufsätze, die der Briefsammlung vorausgehen, ihrer Zeit anonym in die Welt geschickt wurden, um guten Bekannten, die ein Buch verbrochen hatten, einen Liebesdienst zu leisten; jedenfalls schrieb er schon bei Uebersendung seines ersten schriftstellerischen Versuches (1830) über die französische Romantik an Guizot: „Ich möchte gern den Namen des Verfassers verbergen. Sie werden finden, daß das nicht wenig der Prätention des guten Spießbürgers gleicht, den Niemand kannte und der durchaus incognito reisen wollte.“

Also vom Brieffschreiber Doudan sollte ich jetzt reden. Das ist aber leichter gesagt als gethan. Wer beschreibt einen leichten und doch kräftigen Wein, feinsten Blume und anregendsten Feuers? Ein Tropfen auf der Zunge würde mehr davon sagen, als alle Analysen des Chemikers. Aber auch den darf ich nicht geben: denn ich müßte jede Citation übersetzen, d. h. dem Wein alle seine Würze nehmen und Wasser dazu gießen. Auch wüßte man wirklich nicht, wo anzufangen und wo aufzuhören, so sprudelt Alles von frappanten und doch ganz ungesuchten Gedanken, Bildern, Eindrücken, Beobachtungen aller Art, und man überrascht sich alle Augenblicke auf dem Reid, sein eigenstes Gefühl auf diese Weise von einem Andern ausgesprochen zu sehen, während man doch stolz darauf sein sollte, daß ein so eminentes

Kopf dasselbe gedacht und ein so edles Gemüth dasselbe empfunden hat, was man allein gedacht und empfunden zu haben glaubte. Man muß die Briefe eben selber lesen, im Französischen lesen. Sie erinnern oft an die besten Seiten der Sévigné, namentlich in den lebendigen, gedrängten Schilderungen und Anekdoten; doch sind sie anspruchsloser, einfacher. Die Sprache ist unnachahmlich in ihrer Feinheit und Lebendigkeit. Es ist wie die lebhafteste Plauderei eines geistreichen Menschen, die ein Stenograph im Nebenzimmer niedergeschrieben hätte. Alles funkelt von Wit, und es ist kein Wortwitz, sondern echter Gedankenwitz. Dabei nie ein roher Ausdruck, noch weniger eine rohe Gesinnung. Alles ist reinlich drinnen und draußen. Eine gewisse vornehme Ironie ist über das Ganze ausgegossen, namentlich wo von der Politik und ihren plumpen Händen die Rede ist oder von literarischen Tagesmoden und moderner Ruhmsfabrikation. „Sie gehen grosso modo zu Werke. Grosso modo ist das Geheimniß der Erfolge in dieser Welt. Man muß sprechen, verstehen, handeln grosso modo. . . Während Ihr bewegt und bebend einen Schmetterlingsflügel betrachtet, haben Euch die Cyclopen schon zehn gebratene Hühnerflügel verschlungen. Die Welt geht schnell und nimmt's nicht allzu genau. Wenn ihre schwerfälligen, mit Wallfischöl geschmierten Räder den zarten und leichten, in den Diamant geschnittenen Räderchen begegnen, die sich schnell und geräuschlos auf geglätteter Axe drehen, so giebt's einen Stoß; aber die Räderchen sind doch von Diamant und brechen nicht.“

Bei aller ablehnenden Zurückhaltung horcht der fein-

lächelnde Zuschauer indeß doch auf Alles, was vorgeht: auf jeder Seite hören wir das Echo einer bewegten Zeit: Bücher, Ereignisse, Menschen gehen an uns vorüber und auf Alles fällt ein rascher Strahl seiner Blendlaterne. Wer glaubt nicht Thiers selber zu hören, den jungen Thiers, wenn er bei Tisch über Algier spricht: „Man sah in seinen Reden die Araber verhängten Jügels alle Hügel Afrika's herunterstürmen und das französische Fußvolk mit seinem abgemessenen Feuer den Sturm zerstreuen, der von den Bergen heruntertost; dann die Erinnerungen an die Armee von Aegypten und die gekrümmten Säbel, und die Turbane der Mamelucken, und die Namen von Heliopolis und den Pyramiden, und die römische Legion gegen die numidischen Reiter.“ Ein alter Herr, der das Alles mit anhört, nähert sich und spitzt die Ohren „wie Hiob's etwas mageres Pferd, das den Boden stampft beim Ton der Trompete,“ und ein Anderer sagt: „Sonderbar; ich bin seiner Ansicht nicht, aber der kleine Mann gemahnt mich doch an die Art und die Handbewegung und die Lebhaftigkeit der Rede des Kaisers — an den Tagen, wo er ein wenig unvernünftig war.“

Dann lese man wieder dies Urtheil über Lamennais, dem das treffende Wort vorausgeht: „Wenn man Nichts weiß, glaubt man nur allzu leicht, man habe neue Ideen.“ „A propos, man sagt, M. de la Menais habe selber einen neuen Band gedacht. Was wiederholt er wohl darin? Und wen will er auffressen? Ist es eine Abhandlung über die gebieterische Nothwendigkeit, seine Feinde beim Lichte des Evangeliums zu er-